

aus:

Hans-Hermann Pompe/ Thomas Schlegel (Hrsg.)
MitMenschengewinnen. Wegmarken für Mission in der
Region, Leipzig 2011, 51-66 (Kirche im Aufbruch; Bd.2)

Wenn die „Mücke“ dreimal zusticht

**Milieuübergreifendes kirchliches Handeln,
basiert auf kirchendemographischen Erhebungen
als Projekt des EKD-Zentrums Mission in der Region**

Rückenwind für Mission

Spätestens seit der EKD-Synode im Jahr 1999 in Leipzig gibt es eine Renaissance von „Mission“. Mission darf sein und Mission muss auch sein, wenn Kirche Volkskirche bleiben will – das hat das EKD-Papier „Kirche der Freiheit“¹ hinreichend verdeutlicht. Vergegenwärtigt man sich die demographische Entwicklung und den weiterhin zu erwartenden Mitgliederschwund auf hohem Niveau, sind „missionarische“ Initiativen willkommen. In diesem Zusammenhang steht auch die Tatsache, dass die EKD selbst sich mit der Gründung eines eigenen Zentrums für Mission in der Region das Thema „Mission“ zu eigen macht. Diesen Sachverhalt kann man gar nicht hoch genug einschätzen, auch wenn Fragen bleiben:

- (1) Die ideologiekritische Frage lautet: Beruht der neue Rückenwind für Mission nicht ganz wesentlich auf dem Selbsterhaltungsinteresse von Kirche, und inwiefern ist es wirklich das missionarische Interesse, das dem Anliegen Mission Schub gibt?²

1 Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (Hg.), Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert, Hannover 2006.

2 Vgl. zum Diskussionsstand Heinzpeter Hempelmann, „Wir haben den Horizont weggewischt“. Die Herausforderung: Postmoderner Wahrheitspluralismus und christliches Wahrheitszeugnis, Wuppertal 2008, 36–50.

- (2) Die semantische Frage lautet: Was verbirgt sich jeweils hinter den verschiedenen Begriffen und Konzeptionen von „Mission“? Wird dieser Begriff nicht teilweise so ausgeweitet, dass er nahezu alles kirchliche Handeln umfasst? Aber wenn alles Mission ist, was ist dann noch Mission?
- (3) Die theologische Frage lautet: Ist der spürbare Konsens für „Mission“ in einem sehr allgemeinen Sinne fundiert durch einen theologischen Konsens über die Notwendigkeit von Mission, um Gottes und der Menschen willen?

„Wir erreichen doch alle!“ – Beharrungstheoreme

Wie ernst es der Volkskirche mit Mission ist, wird sich daran zeigen, wie Personen auf allen Ebenen der Kirchenleitung, bis hin zu den Dekanen, der Pfarrerschaft und den Kirchengemeinderäten, auf konkrete Herausforderungen und Wahrnehmungen reagieren und ob es gelingt, Kirche wirklich zu öffnen, ihr auch andere ergänzende Gestalten zu geben, mit denen Menschen in unserer Gesellschaft erreicht werden können, die bisher nicht oder kaum ins gegebene kirchliche Leben vor Ort integriert sind.

Einer der führenden katholischen Kirchensoziologen, Michael N. Ebertz, hat darauf aufmerksam gemacht, dass es verbreitet „Blindheits“-³, ich ergänze: und „Schweigevereinbarungen“³ gibt, mit denen Veränderungsprozesse unterbunden werden sollen. Was er für den Bereich der katholischen Kirche beobachtet, lässt sich auch in evangelischen Kirchen ständig beobachten. Es gibt eine Reihe von Strategien, aber auch unausgesprochenen Vereinbarungen, die Veränderungen wirksam verhindern können. Ich möchte von sogenannten Beharrungstheoremen sprechen. Dazu gehören z. B. folgende Überzeugungen:

³ Michael N. Ebertz, Anlaßgottesdienste. Anpassung statt Angleichung – Anpassung und Angleichung, in: Heiliger Dienst 60 (2006), 19–39, 22.

- Wir sind doch schon missionarisch. Bei uns wird jeden Sonntagmorgen das Evangelium von der Kanzel verkündigt.
- Wir erreichen doch alle!
- Die Menschen sind doch getauft. Mehr zu wollen, hieße unevangelisch in Werkerei zu verfallen.
- Bei uns wird der Gottesdienst doch sehr gut besucht.
- Es kommt doch nicht auf Zahlen an! Im Reich Gottes geht es nicht um Quantität, sondern um Qualität!

In summa: Wir sind doch schon Volkskirche, *ergo:* Wir müssen nichts ändern, *ergo:* Es darf alles so bleiben, wie es ist.

Blockadesituation

Es hat wenig Sinn, gegen solche Einstellungen zu argumentieren. Denn die Frage lautet doch, ob die genannten Argumente einen anderen Zweck haben als den, bestimmte Einstellungen zu fundamentieren, die viel tiefer liegen als kognitive Überzeugungen. Es geht um eingefahrene Haltungen, um ein Selbstverständnis, an dem man nicht rütteln lassen möchte – auch dadurch nicht,

- dass man häufig und vielerorts am Sonntagmorgen mit 50, 20 oder auch nur 15 Menschen einen Gottesdienstraum „bevölkert“,
- dass am kirchlichen Leben realistischer Einschätzung nach vielerorts 2–3 % der Ortsgemeinde teilnehmen,
- dass selbst an Weihnachten nur 25 % der Menschen im Durchschnitt die Gottesdienste besuchen,
- dass sich von den Konfirmierten – also denen, die man in die Kirche aufgenommen hat – nur eine kleine Minderheit zur Kirche hält und Konfirmation an vielen Orten zum Auszugsritual aus Kirche geworden ist,
- dass selbst die Menschen, die wir nur punktuell bei Gelegenheit von Taufe, Trauung oder Bestattung ansprechen, doch eigentlich dazugehören zu Kirche und Gemeinde und dabei sein müssten, wenn wir Kirche leben wollen – aller Theoriebildung über die „treuen Kirchenfernen“, die doch schon durch ihren Nicht-

austritt signalisieren, wie sehr sie mit Kirche verbunden sind, zum Trotz.

Freilich, es kommt nicht gut an, diese Sachverhalte an- und auszusprechen. Es macht sich niemand beliebt, der kritisiert – jedenfalls nicht bei denen, die er kritisiert. Außerdem könnte die Kritik so wirken, als wenn nicht wahrgenommen würde, was eben doch alles in unserer Kirche passiert, selbst wenn es nur einen kleineren Teil der Kirchenmitglieder betrifft und interessiert. Es kommt nicht gut an, bei den Defiziten anzusetzen. Es scheint, als wenn man damit die Abwehrreaktionen geradezu provozieren würde. Und es kommt nicht gut an, auf Zustände hinzuweisen, von denen im Prinzip jeder weiß, die es aber doch zu verdrängen gilt, wenn man seine Arbeit tagtäglich machen will und muss. Ist es nicht schon schlimm genug, dass Kirchengemeinden und ihre haupt- wie ehrenamtlichen Mitarbeiter seit mehr als zwei Jahrzehnten mit der deprimierenden Wahrnehmung zu kämpfen haben, dass „alles immer weniger“ wird? Muss man diese schleichende Depression noch verstärken, indem man in die Wunde hineinsticht?

Moderne Sozialwissenschaft als Seehilfe

In dieser Situation kann die moderne Sozialwissenschaft eine Seehilfe, eine Argumentationshilfe und eine Innovationshilfe sein. Einerseits besteht ja kein Zweifel, dass wir gar keine andere Chance haben, als uns die tatsächliche Verankerung von Kirche in der Bevölkerung zu vergegenwärtigen und dabei auch vor kritischen Wahrnehmungen nicht zurückzuschrecken. Das gebietet schlicht die Verantwortung für Kirche und für die Menschen, die uns anvertraut sind. Und man muss schon in sehr beschränkten Horizonten leben, sich geradezu in seiner Lebenswelt einigeln, um alle gegenläufigen Eindrücke ausgrenzen und unterdrücken zu können. Vielfach sind wir freilich mit denen, die da sind, so beschäftigt, dass uns darüber die, die nicht da sind, gar nicht mehr fehlen. Andererseits werde ich

die Benennung von Defiziten – oder positiv formuliert: von Herausforderungen nur zulassen, wenn mir auch Wege gezeigt werden, wie ich Ziele realisieren kann.

Die moderne Sozialwissenschaft, speziell die Milieuforschung, leistet hier ein Dreifaches:

- (a) Sie macht zunächst sehr deutlich: Kirche ist stark, sie ist sogar sehr stark in konservativen und traditionsverwurzelten Bevölkerungsgruppen. Hier ist Kirche sehr gut „aufgestellt“. Und auch das parochiale Netz hält in einzigartiger, nur mit der Deutschen Post vergleichbarer Weise den Kontakt mit Menschen. Es ist also „nicht alles schlecht“. Ganz im Gegenteil!
- (b) Verschiedene Kirchenstudien decken auf: Es gibt einen Nachholbedarf. Sowohl die IV. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung der EKD⁴ als auch die drei Sinus-Kirchenstudien⁵ zeigen eindeutig: Wir erreichen als Kirche nur einen Bruchteil unserer Kirchenmitglieder, von den Menschen außerhalb der Kirchen ganz zu schweigen. Hier gibt es definitiv eine Aufgabe.
- (c) Wir verfügen aber über Werkzeuge, mit denen wir uns dieser Aufgabe stellen können. Das Heidelberger Forschungsinstitut Sinus Sociovision hat in seinem Milieuhandbuch detailliert erläutert, welche Do's und Dont's⁶ zu berücksichtigen sind, wenn man Menschen erreichen will, die kirchenfern sind. Es geht hier nicht in erster Linie um theologische Fragen und Herausforderungen, sondern um Fragen der Lebensgestaltung, des Lebens-

4 Wolfgang Huber u. a. (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006.

5 Vgl. 1. Milieuhandbuch „Religiöse und kirchliche Orientierungen in den Sinus-Milieus 2005“. Im Auftrag der Medien-Dienstleistung GmbH, München 2005 [= Milieuhandbuch]; 2. Carsten Wippermann/Marc Calmbach, Wie ticken Jugendliche? Hg. vom Bund der deutschen katholischen Jugend & Misereor, Düsseldorf 2008; und 3. Institut für Demoskopie Allensbach/Sinus Sociovision: MDG-Trendmonitor „Religiöse Kommunikation 2010“, München 2010.

6 Vgl. die durchgängigen Empfehlungen im Milieuhandbuch.

stiles, des Habitus, wie Kirche im Regelfall vor Ort Menschen begegnet oder eben auch nicht; wie sie sich darstellt; wie sie einige gewinnt, andere eben auch abstößt oder gleichgültig lässt. Das macht Mut, zumal die Anglikanische Kirche uns vormacht, wie es gelingen kann, parochiale, ortsgemeindliche Gestalten durch alternative Ausdrucks- und Lebensformen von Kirche (sogenannte *fresh expressions*) zu ergänzen und so die traditionellen Milieugrenzen von Kirche zu überschreiten.

Die Sozialwissenschaft bietet also in der dargestellten Blockadesituation die Chance, einerseits positiv Stärken und Gelingendes zu würdigen, andererseits präzise Defizite zu diagnostizieren und schließlich zu ermutigen, indem sie konkrete Perspektiven aufzeigt.

Was uns die Milieuforschung über unsere Gesellschaft und Kirche verrät

Zunächst einmal ist klar, dass jede Wissenschaft nur ein Modell von Wirklichkeit bietet. Sie bildet nicht die Wirklichkeit an sich ab. Wenn moderne Sozialforschung als Milieuforschung Kirche beschreibt, beschreibt sie nicht „die Kirche“, sondern das, was sich aus ihrer Perspektive über die Art und Weise sagen lässt, wie Kirche sich darstellt, wie sie wahrgenommen wird, welche Rolle sie im Leben von Menschen spielt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Die moderne Sozialwissenschaft ist Lebensweltforschung. Untersucht wird nicht mehr nur die objektive soziale Lage, gemessen an materiellen Verhältnissen, Herkunft und Bildung. Sie berücksichtigt auch die Einstellungen, die Grundorientierungen, die Mentalitäten von Menschen. Wie „ticken“ Menschen? Was ist für sie wichtig? Wie gestalten sie ihr Leben? Was sind ihre Ziele, oder haben sie vielleicht gar keine – und genau das zeichnet ihr Lebenskonzept aus? Gefragt wird nach Freizeit und Ferien, nach Mode und Musikgeschmack, nach Mediengebrauch und Medienverweigerung. Hat jemand Zugang zum „Netz“ oder ist er ein Netzmuffel? Was nimmt er so wahr von seiner Welt, was nicht?

Die gewonnenen Einsichten sind ungeheuer spannend und missionarisch in ihrer Bedeutung kaum zu überschätzen:

- Die Gesellschaft ist nicht mehr übersichtlich in Gestalt einer Pyramide gegliedert, oben in der Spitze die Oberschicht, in der Mitte die Mittelschicht und unten die breite Unterschicht. Die Gesellschaft besteht auch nicht nur aus lauter Individuen, die lediglich den einen Wunsch haben, möglichst einzigartig zu sein. Unsere Gesellschaft lässt sich vielmehr am besten verstehen als Ansammlung einer unüberschaubaren Anzahl von Milieus, Submilieus und Subsubmilieus. Menschen glücken, hocken, klumpen zusammen. In einer pluralen Gesellschaft ohne verbindenden Wertehorizont für alle suchen und konstituieren sie Kleingruppen, Gruppen Gleichgesinnter, in denen sie Heimat, Geborgenheit, eine übersichtliche und für sie verbindliche Lebenswelt finden. Bekannt geworden ist die sogenannte Kartographik des Sinus-Instituts, die diese unübersichtliche gesellschaftliche Lage in zehn Milieus zusammenfasst.
- Bestimmte soziale Lagen gehen nicht mehr mit bestimmten mentalen, weltanschaulichen Einstellungen einher. Wer zur Oberschicht gehört, ist deshalb nicht per se konservativ oder ein Etablierter; er kann auch ein postmoderner Beweger sein oder jemand, der ständig auf die Erfahrung von Neuem aus ist. Wer zur Unterschicht gehört, kann sehr traditionsverwurzelt, aber auch bürgerlich oder in sehr vielen Fällen hedonistisch eingestellt sein.
- Die Gesellschaft ist tief fragmentiert und segmentiert. Es gibt sehr viele Lebenswelten, die vielfach kaum oder keinerlei Berührung mehr miteinander haben. Menschen aus diesen unterschiedlichen Lebenswelten mit ihren sehr unterschiedlichen Lebensstilen begegnen einander quasi als Aliens, als Wesen von einem anderen Stern. Unverständnis und Abwehr sind gängige Reaktionen, so wie wir Menschen nun einmal sind.
- Kirche ist Teil der Gesellschaft. Interessanterweise gehören ihre Mitglieder zu allen Milieus. Das bedeutet einerseits eine Verpflichtung, markiert aber andererseits auch ein Defizit. Denn

Bedeutung hat Kirche vor allem für die traditionsorientierten Milieus, auch noch für Menschen, die zur konservativen bürgerlichen Mitte gehören. Für den großen Rest hat sie kaum oder gar keine Bedeutung für die Gestaltung des eigenen Lebens. Je postmoderner Menschen eingestellt sind, umso weniger können sie mit der gegebenen Kirche vor Ort etwas anfangen, umso größer ist auch ihre Bereitschaft, diese Institution, die für sie wenig bringt, zu verlassen. Schon das gehört ja zum Lebensstil, dass man flexibel ist und sich danach fragt, was sich lohnt.

- Kirche hat eine sehr große Bedeutung vor allem für traditionsverwurzelte Menschen. Hier ist sie stark. Sie erfüllt Versorgungs-erwartungen und bedient durch die Gestalt der Organisation des kirchlichen Lebens die Wünsche derer, die gemeinhin als Kerngemeinde bezeichnet werden. Sie kann darüber hinaus auch zu bestimmten Anlässen und punktuell Milieus überschreiten, aber es gibt Grenzen. Denn die, die das kirchliche Leben dominieren, sorgen dafür, dass sich dessen Gestalt, Ästhetik, Inhalte nicht zu sehr verändern.

- Gleichzeitig hat diese Gestalt kirchlichen Lebens für viele andere Menschen, die ebenfalls zur Kirche gehören, eine de facto ausschließende Wirkung. Was für die einen Kirche zur Heimat macht, bewirkt bei anderen, dass sie sich dort gerade nicht wohl fühlen.

- Kirche muss sich auf die in ihr präsente Milieudifferenzierung einstellen, wenn sie wirklich Kirche für alle, Volkskirche, missionarische Kirche sein will. Sie darf nicht dabei stehen bleiben, zu sagen, sie veranstalte doch einen Gottesdienst für alle, wenn dieser „Sonntagmorgengottesdienst“ um 9.30 h mit Orgelmusik, festgelegter Liturgie, 15–20-minütigem Monolog, Liedern, die teilweise mehrere hundert Jahre alt sind, vorwiegend und de facto ein Submilieuangebot ist, in dem sich gerne und teilweise sehr zahlreich Frauen und – weniger – Männer einfinden, deren Durchschnittsalter bei 60 Jahren liegt und die einem kleinstädtischen oder konservativ-bürgerlichen Milieu zugehören.

Das Programm „Mücke“

Das Programm „Mücke“ knüpft an diese sozialwissenschaftlichen, teilweise im Raum der Kirche erworbenen Erkenntnisse an und versucht, sie für die missionarische Arbeit fruchtbar zu machen. „Mücke“ steht dabei für „Milieubergreifendes Kirchliches Handeln, erhoben auf der Basis kirchendemographischer Erhebungen“. Das EKD-Zentrum Mission in der Region, das dieses Projekt von seinem Standort Stuttgart aus mit Hilfe sozialwissenschaftlicher, theologischer und religionssoziologischer Ressourcen begleitet,⁷ verfolgt mit „Mücke“ eine doppelte Zielsetzung:

1. Wahrnehmen, wie unterschiedlich Menschen „ticken“;
2. Projektieren, wie Menschen auch jenseits der angestammten „kirchlichen Milieus“ erreicht werden können.

Milieuforschung als Wahrnehmungswerkzeug

Das Milieumodell etwa von Sinus ist bereits eine sehr große Hilfe, soziale Ungleichheit und mentale Unterschiedlichkeit zu identifizieren und sich selbst zu fragen, durch welche Einflüsse das eigene Denken, Reden und Handeln eigentlich geprägt ist. Noch weiter führt allerdings die Anwendung dieses zunächst ja sehr abstrakten Milieumodells auf eine soziale Wirklichkeit vor Ort. Wo sitzen denn in einer bestimmten Region Menschen mit einer bestimmten Prägung, sprich: Milieuzugehörigkeit? Gibt es signifikante Verteilungen? Diese Fragen beantworten die Microm-Milieus, die das Sinus Milieu-Modell auf einen konkreten geographischen Raum anwenden.

⁷ Entscheidende Förderung verdanke ich Landesbischof Otfried July und dem Oberkirchenrat der Evangelischen Landeskirche in Württemberg, dem ich im April 2009 auf einem Konvent der Kirchenleitung den Nutzen der Milieuforschung erläutern und das Vorhaben einer Milieulandkarte für die Landeskirche vortragen konnte. Inzwischen haben die Evangelische Landeskirche in Württemberg und die Evangelische Landeskirche in Baden die Milieudaten für den Bereich ihrer Landeskirche angekauft.

Milieu- und Mentalitätswahrnehmungen als Hilfestellung für ein zielgerichtetes kirchliches Handeln

Die spannenden Fragen im Anschluss an diese Wahrnehmungen lauten: Wie verhalten sich die gegebenen Milieuschwerpunkte zu der vorfindlichen Gestalt kirchlichen Lebens, zu den Einrichtungen und Angeboten? Entsprechen diese den Menschen, die sie – zumindest dem Anspruch nach – erreichen sollen? Oder produziert Kirche an Bedarf, Erwartungen und sozialer Wirklichkeit vorbei? Positiv formuliert: Wie müsste sie ihre Ressourcen einsetzen und ggf. umverteilen, um effektiver zu handeln und mehr Menschen zu erreichen? Hierbei geht es nicht um ein Entweder-Oder, sondern um die Strategie, das kirchliche Leben, wie es vor Ort in der Kirchengemeinde durch die vorherrschenden Milieus definiert ist, durch andere, alternative Gestalten und Ausdrucksformen zu ergänzen.

Die Arbeit an der Wahrnehmung geschieht in mehreren Schritten. Sie vollzieht sich, im Bild gesprochen, in mehreren „Mücken“-Stichen, die zu Neuem reizen sollen.

Erster Stich: Geo-Daten –

Die Kirchengemeinde als Teil der Zivilgesellschaft

Der erste Stich besteht in der Sammlung und Aufbereitung der Geodaten: Was wissen wir über die Bevölkerung einer bestimmten Region, eines Stadt- oder Ortsteiles? Wie alt sind die Menschen im Durchschnitt, wie sieht die quantitative Verteilung in den einzelnen Altersstufen aus? Gibt es etwa einen Schwerpunkt bei den Menschen über 60 Jahren, wie ist die mittlere Generation repräsentiert, wie sieht es bei den Jungen aus? Der Vergleich mit dem Landes- oder Bundesdurchschnitt könnte dann z. B. zeigen: Wenn Menschen 20 Jahre alt sind, ziehen sie weg. Oder: Ein bestimmtes Gebiet ist für Familien mit kleinen Kindern sehr attraktiv. Es wird gefragt nach Arbeitsverhältnissen und Arbeitslosigkeit, nach Einkommen und Familienstand, nach Geschlechterverteilung und Gewerbebetrieben vor Ort. Müssen Menschen pendeln oder leben und arbeiten sie in einer Region? Gibt es soziale Brennpunkte, und wie flexibel verhalten sich Menschen in ihrem Lebensstil? Hat die

Region, der Ort, der Stadtteil ein bestimmtes soziales, mentales Profil?

Die Kirche ist einerseits durch die Menschen, die zu ihr gehören, Teil dieser sozialen, demographischen Wirklichkeit. Andererseits steht sie ihnen als Einrichtung mit bestimmten Angeboten auch gegenüber. Beides gilt es zu berücksichtigen.

Zweiter Stich: Milieus und Mentalitäten – Kirchengemeinden als mentale Größen

Ein zweiter, reizender Stich ergibt sich durch die Plausibilisierung der Tatsache, dass in unserer hochkomplexen Gesellschaft Menschen mit sehr unterschiedlichen, ja gegensätzlichen mentalen Orientierungen nebeneinander leben und eben oft auch konfliktieren. Prämoderne, Moderne und Postmoderne sind – das weiß die moderne Philosophie – nicht nur Bezeichnungen, die einander in linearer Folge ablösen. Die Einstellungen und Lebensweisen, die wir als prä-, post- und modern bezeichnen, existieren vielmehr in unserer Gesellschaft nebeneinander, interagieren miteinander, und sie stehen eben auch widereinander. Das gilt bis in den Bereich des kirchengemeindlichen Lebens vor Ort hinein. Es zeigt sich etwa an Auseinandersetzungen um modernere, zeitgemäßere Gottesdienstzeiten und -formen. Es zeigt sich an Veränderungen im liturgischen Ablauf des Gottesdienstes: Die einen wollen, das alles so bleibt, wie es ist. Und die anderen wollen Kirche öffnen und einladender gestalten. Für die einen ist Veränderung an sich schon schlecht, für die anderen ist Veränderung ein Leitwert, der ihren Lebensstil und ihre Lebensverhältnisse prägt. Die einen wünschen sich eine direkte Führung, die anderen möchten alles diskutieren, die dritten schließlich erwarten doch nur, dass jede und jeder – es herrscht evangelische Freiheit! – machen darf, was er oder sie für richtig hält, und sich niemand unterwerfen muss.

Auch hier sind die spannenden Fragen vorprogrammiert: Welche Mentalität dominiert eine Kirchengemeinde oder einen Kirchenbezirk, eine Landeskirche insgesamt? Welche kommt wo vor? Sind Vertreter bestimmter Mentalitäten vielleicht gar nicht präsent? Wie

könnte man sie erreichen? Was muss man tun und welche Angebote muss man machen, damit sie kommen? Oder kommen sie vielleicht ohnehin nicht mehr, und Kirche muss zu diesen Menschen hingehen?

Die Mentalitätendeklinaton kann hier eine große Hilfe sein. Anhand der unterschiedlichsten Parameter wird dargestellt, wie verschiedene Mentalitäten und Milieus über Wahrheit und Pluralität, über Leitung und Liturgie, Gemeinde und Kirche etc. denken. Die Unterschiede, die dabei herauskommen, erklären so manchen innergemeindlichen Konflikt als mentalitätenbedingt, und sie erklären auch, warum sich viele Menschen solchen Auseinandersetzungen gar nicht stellen – und einfach wegbleiben.

Wie könnte man aber gemeindliches Leben integrativer gestalten? Haben das konservative Milieu und die traditionsorientierte Mentalität nicht Recht? Ist Kirche nicht ihrem Wesen nach konservativ? Entspricht eine bestimmte Mentalität dem Evangelium in besonderer Weise, und die Menschen mit anderer Grundorientierung haben sich eben zu ändern, bevor sie denn Christen sein und Kirche bewohnen können? Solche Fragen werden schnell akut, und man merkt sehr rasch, wer wo „gestochen“ worden ist.

Dritter Stich: Kirchengemographie – die Daten des kirchlichen Lebens
Ein dritter Stich, den die „Mücke“ in missionarischer Hinsicht und zur Förderung der Wahrnehmung machen kann, ist die Aufbereitung der Daten des kirchlichen Lebens. Welche kirchlichen Einrichtungen gibt es, und wo liegen die Kirchen, Predigtstätten, Gemeindehäuser, Diakoniestationen, Altenheime, Hospize, Krankenhäuser, Pfarrhäuser? Wie sieht es mit den kirchlichen Mitarbeitern aus? Wie viel Aus- und Eintritte gibt es, wie viel Taufen, Trauungen, Konfirmationen, Bestattungen? Wie hoch ist der Gottesdienstbesuch? Wann finden Gottesdienste statt? Welche kirchlichen Veranstaltungen gibt es darüber hinaus? Wie werden sie angenommen? An wen richten sie sich? Und immer auch die Frage: Wo sind diese kirchlichen Lebensäußerungen loziert?

Offt reicht es schon, diese Daten zusammenzutragen und auf einer Karte einzutragen, um zu bemerken: Hier konzentriert sich kirchliches Leben in der Region, und dort gibt es weiße Flecken.

Auswertung und Konsequenzen

Wichtig ist vor allem der Wahrnehmungsakt. Die professionellen Zugangsweisen können und sollen unterstützt werden durch Wahrnehmungen vor Ort. Mitarbeiter aus den Gemeinden können die Daten des kirchlichen Lebens zusammenführen. Sogenannte Pfadfinder können sich an das Rathaus und an andere öffentliche Institutionen wenden und Daten über die Region erfragen. Sie können mit wachen Sinnen durch ihre Straßen gehen und einfach nur einmal – betend und rezeptiv – wahrnehmen: Was brauchen die Menschen, die hier leben? Was bewegt sie? Wie kann Kirche für sie relevant werden?

Was ich selbst entdeckt, nachvollzogen und womöglich ausgesprochen habe, zählt weit mehr als eine Information, die ich nur passiv gehört habe. Die Beteiligung der Gemeinden vor Ort ist sehr wichtig. Hier kann jede und jeder einbezogen werden. An einem Auswertungstag oder -wochenende werden dann die Ergebnisse der drei „Stiche“ zusammengeführt und die drei Perspektiven aufeinandergelegt. Vieles wird dann auf einmal verständlich:

- Wir geben uns so viel Mühe mit unserer Frauenarbeit, aber wir erreichen kaum Frauen der mittleren Generation. Es sind so wenige von ihnen bei den Frauenfrühstückstreffen am Vormittag präsent. – Kein Wunder: Über 50 % sind in der Region sozialversicherungspflichtig und gehen einer Beschäftigung nach. Frage: Wie können Angebote für sie aussehen?
- Wir machen so einladende Gottesdienste, aber niemand aus dem Neubaugebiet kommt. – Kein Wunder: Der in den letzten zwei Jahrzehnten rasant gewachsene Ortsteil hat keinerlei kirchliche Anbindung. Kirche ist dort nicht präsent. Im Gegenteil: Eine breite Straße trennt dieses Wohngebiet vom alten Ortskern, in

dessen Mittelpunkt Kirche und Gemeindehaus liegen. Frage: Könnte das neue Gemeindehaus, das in Planung ist, vielleicht dorthin gebaut werden?

- Wir erreichen so wenig Jugendliche! Und die Generation zwischen 20 und 45 ist bei uns unterrepräsentiert. Kein Wunder: Aus der ländlichen Region ziehen alle, die das können, spätestens mit 20 fort, weil sich keine Beschäftigungschancen vor Ort finden. Frage: Wie sehen die jungen Menschen aus, die bleiben? Wie können wir sie gezielt ansprechen?
- Wir bemühen uns so sehr um die Öffnung unserer Gottesdienste, aber wir sprechen so wenig Singles an. Kein Wunder: 50 % der Haushalte sind heute Singlehaushalte, in den großen Städten im Durchschnitt 70 %. Wenn die Formatierung kirchlichen Lebens sich immer noch – bis in die imaginierten Zuhörerinnen und Zuhörer der Predigt hinein – an kleinfamilialen Verhältnissen orientiert, ist dies Format für sehr viele allein lebende Menschen von vornherein uninteressant.
- Wir haben einen starken sozialen Brennpunkt mit vielen Menschen, die „hartzten“. Warum kommen die nicht in die Kirche? Kein Wunder: Sie fühlen sich in dem gehobenen/bürgerlichen/etablierten Milieu einfach nicht wohl. Ihnen fehlt schon die Kleidung, um dazuzugehören, von der in ihren Augen verkopften Gestalt der Liturgie und des Gottesdienstes ganz zu schweigen. Frage: Müssen wir nicht zu denen hin, statt zu erwarten, dass sie zu uns kommen?

Diese Liste ließe sich beliebig fortsetzen.

Fresh expressions und die Chancen der Region

So spannend diese Wahrnehmungen und ihr Erklärungswert auch sind, die Arbeit und auch die Mühe beginnen erst jetzt so richtig. Welche Konsequenzen legen sich nahe, für welche haben wir die Kraft? Das muss jede Kirchengemeinde und jeder Kirchenbezirk für sich entscheiden. Dabei taucht dann eine ganze Reihe von Fragen

auf, die bearbeitet werden müssen, wenn die Ansätze zum Aufbruch nicht im Keim stecken bleiben sollen:

- Haben wir überhaupt die Ressourcen, um noch andere Milieus anzusprechen?
- Was passiert, wenn wir unsere Gottesdienste stark verändern? Gewinnen wir dadurch wirklich neue, verlieren wir nicht eher die alten Gottesdienstbesucher?
- Wie brechen wir die Milieugefangenschaft von Kirche auf und wie die Dominanz derer, die sich in der gegebenen Gestalt von Kirche so wohlfühlen, dass sie – sehr ichbezogen – keinen Veränderungsbedarf sehen?
- Wie gehen wir mit Vielfalt um, wenn wir sie denn erreichen?
- Müssen Menschen sich nicht verändern, wenn sie sich Kirche, Glaube, Christus annähern, und ist das eigentliche Leitmilieu in Kirche nicht doch das konservative?

Diese Fragen können und sollen hier nicht beantwortet werden.⁸ Ich möchte aber mit einigen wenigen Hinweisen schließen:

- (1) Kirche soll die alten Strukturen nicht beseitigen; aber sie sollte bemüht sein, die herkömmlichen Formate durch neue, alternative Gestalten von Kirche zu ergänzen. Diese können, entsprechend den Milieus, an die sie sich richten, sehr unterschiedlich und gewöhnungsbedürftig sein. Sie werden Gestalt gewinnen in der Lebenswelt der Menschen. Sie entstehen dort, wo man anstelle der Komm- die Geh-Struktur realisiert; wo man also nicht mehr erwartet, dass die Menschen zu uns kommen, sondern vielmehr bereit wird, zu ihnen in ihre Lebenswelt zu gehen. Sie

⁸ Vgl. jedoch auf meiner Homepage <www.heinzpeter-hempelmann.de> die Aufsätze: Modern, postmodern, prämodern. Basismentalitäten und ihre Relevanz für Mission und Gemeindeleitung; Der Spur des heruntergekommenen Gottes folgen. Mission im Milieu und wie sozialwissenschaftliche Forschung dabei helfen kann. Vgl. außerdem umfassend: Heinzpeter Hempelmann, Nach der Zeit des Christentums. Warum Kirche von der Postmoderne profitieren kann und Konkurrenz das Geschäft belebt, Gießen 2009.

entwickeln sich, wo wir das Evangelium kontextualisieren und in Konvivenz, im Zusammenleben mit Menschen, dem Evangelium eine für sie anschauliche Gestalt geben. In der Sache sind das die klassischen missionstheologischen Fragestellungen, die nun auch für Deutschland aktuell werden.

(2) In der Anglikanischen Kirche sind in den letzten Jahren mehr als 7000 solcher alternativen Gestalten entstanden. Diese *fresh expressions of church* brauchen die Ermütigung und sie brauchen die Einbindung, die Förderung und die wohlwollende Begleitung. Durch die Vernetzung von vielen solcher Milieugemeinden mit der Mutter-Parochie entsteht eine ganz neue, viel reichere, missionarisch ausstrahlende Gestalt von Kirche, die Einheit mit einer Pluralität der Lebensformen vereint.

(3) Die Ressourcenfrage ist einerseits auch in der Kirche faktisch eine Machtfrage. Hier werden wir immer sorgfältig schauen müssen: Setzen sich einfach die durch, die vor Ort das Sagen haben? Sie ist andererseits eine Frage effizienter Verteilung und vor allem missionarischer Ausrichtung. Wenn vor Ort, in einer mittelgroßen Stadt, am Sonntagmorgen etwa um dieselbe Zeit in zehn Gottesdiensten in etwa dieselbe Zielgruppe erreicht wird, dann stellt sich durchaus die Frage, ob hier nicht die Zusammenarbeit in der Region eine riesengroße Chance bedeutet. Wenn an die Stelle der Kirchturm- die Region-Orientierung, an die Stelle der Konkurrenz die Kooperation von Kirchengemeinden tritt, dann können durch gabenorientierte Delegation von Aufgaben Ressourcen frei werden, die es uns ermöglichen, das Evangelium noch viel mehr als bisher weiterzugeben und in neuen, alternativen Gestalten, nahe bei den Menschen, zu leben.